



MEIKE WINNEMUTH, 1960 in Schleswig-Holstein geboren, ist freie Journalistin und Autorin. Ihr Buch »Das große Los. Wie ich bei Günther Jauch eine halbe Million gewann und einfach losfuhr« steht immer noch auf den Bestsellerlisten. Sie lebt in Hamburg.

Um es kurz zu machen in der Presse:

»Die Lektüre lohnt: Ihre Beobachtungen sind klug,
witzig und kurzweilig.«

DPA

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Meike Winnemuth

Um es kurz zu machen

Über das unverschämte Glück,
auf der Welt zu sein



PENGUIN VERLAG

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 2015 by Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Cornelia Niere,

nach einem Entwurf von FAVORITBUERO, München

Umschlagfoto: © Gunter Glücklich Fotografie

Innenillustrationen: © Inka Hagen

Satz: Buch Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10136-9

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

LIEBEN 9

Entzückend! 11

Kompliment! 13

Das Loben der Anderen 15

Über männliche Unterarme 18

Am Meer 21

Unter die Räder gekommen 24

Gegen die Achtsamkeit 27

Wasser marsch: Über das Weinen im Kino 29

HASSEN 33

Die Hölle, das sind immer die anderen 35

Fahrradkorbmüll 37

Timing 40

Junggesellinnen-Partys 42

Sylt. Ein neuer Versuch 44

Leben auf der Erbse 47

Über deutsches Bescheidwissertum 50

Immer zweimal mehr wie du 52

Über Badewannen in Hotelzimmern 54

Kinderschlepper 56



TRÖDELN 59

Schwänzen 61

Leben oder Gelebtwerden 63

Ist gerade ganz schlecht 66

Erst das Vergnügen, dann die Arbeit 68

Ich bin überhaupt nicht müde 71

Tempo! 73

Jetlag to go 76

GENIESSEN 79

Don't Yuck My Yum 81

Mitbringsel 83

Kochen 86

Do not disturb 89

Kochsouvenirs 91

Kühlschrank-Cuisine 1 93

Kühlschrank-Cuisine 2 96

Urlaubslektüre 98



ABSPECKEN 101

Entoptionalisierung 103

Die obligatorische Zahnpastatuben-Kolumne 105

Fressen & Moral 108

Steckerwahn 110

First World Problems 113

Warum Geld glücklich macht 1 116

Warum Geld glücklich macht 2 118

Mitnehmssel 121

AUSPROBIEREN 125

Osnabrück 127

Genauer betrachtet 129

Kaufmannsladen spielen 132

Über das Liegeradfahren 134

Auf der Damenwies'n 137

Über das Kreuzfahren 140

Hier geht's lang: über das Verirren 143

Spektakulär! 146

AUSSEHEN 149

Über die Schönheit als solche 151

Spanx 153

Frauenkörper 156

Männerkörper 158

Aufbrezeln 161

Nagellack 164

Oben drauf 166

Unten drunter 168

Hightech-Training 170



EINSEHEN 175

Weniger müssen müssen 177

Is mir egal, ich lass das jetzt so 179

Sex mit 40 182

Edgar 184

Die Zwei-Minuten-Regel 186

Süchtig 189

Grün wird's nicht 191
Mupfel 194
Fehler 197
Vergänglichkeit 199
Der 95-Jahres-Plan 202

Textnachweis 205



LIEBEN

Lieben ... also wirklich! Wollen wir wirklich ausgerechnet mit diesem ausgelatschten Begriff beginnen? Ginge es nicht eine Nummer kleiner?

Denn es ist ja tatsächlich so, dass derzeit alles, was früher nur gemocht wurde, heute mit dem Begriff Liebe geadelt wird. »Ich liebe Spaghetti.«



»Ich liebe das Dschungelcamp.« »Ich ~~liebe~~ Yoga.«

Kann man machen, klar. Aber sollte man sich nicht ein paar Euphoriestufen aufheben für wirklich Wichtiges?

Auch in den folgenden Texten geht es vornehmlich um Liebesobjekte aus dem Reich des Banalen: um sterbende Autos, Wärmflaschen und Bahnhöfe, um Patagonisches Eisenkraut und männliche Unterarme (behaart!), um heimliche Tränen im Kino und Tage am Meer.



Es geht aber auch darum, gerade dieses Kleine, Nebensächliche liebevoll zur Kenntnis zu nehmen. Es zu bemerken, sich dran zu freuen.



Es zu lobpreisen. Und damit das Großganze, das Leben, das uns all dieses wunderbare Kleinzeug auf dem Silbertablett serviert, gleich mit. Denn könnte es



nicht vielleicht so sein, dass all diese Antipasti sich am Ende als Hauptmahlzeit entpuppen?

Wenn man immer nur auf das große Ding wartet, das den Begriff »Liebe« verdient, sind all die liebenswerten, entzückenden, atemberaubenden, rührenden Momente einfach so vorbeigeflitzt und ungeliebt verpufft.

Entzückend!

Eine meiner Lieblingsmalerinnen ist die New Yorkerin Maira Kalman, die viele Titelbilder meiner Lieblingszeitschrift *New Yorker* gestaltet und lange eine Online-Kolumne meiner Lieblingszeitung *New York Times* geschrieben und gemalt hat. (Völlig richtig geraten, New York ist eine meiner Lieblingsstädte.) Als eines meiner Lieblingsmuseen, das Cooper-Hewitt, nach langer Renovierung wieder öffnete, wurde Kalman gebeten, ihre Lieblingsstücke aus der umfangreichen Sammlung auszusuchen und zu präsentieren.

Es waren Dinge, die bei ihr einen »gasp of delight« auslösten, wie sie schreibt, die sie vor Entzücken nach Luft schnappen ließen. Entzücken ist ja eines der Wörter, die so aus der Mode gekommen sind, dass sie nur noch zu Ironie taugen, aber wenn man sich Kalmans Auswahl anschaut, kann man nicht anders, als seinerseits entzückt zu sein: eine ägyptische Stickerei mit dem Porträt eines wahn-sinnig schlecht gelaunten Herrn, ein griechischer Kantharos-Becher mit Schlaufenhenkeln, eine glühbirnenförmige Tischlampe von Ingo Maurer, eine Sèvres-Tasse, ein Glas von Lobmeyr und so weiter. Anlässlich der Ausstellung hat Maira Kalman ein neues Buch gemalt, »My Favorite Things«, in dem es um diese und andere Lieblingsdinge geht, um Betten, Leitern, kaputte Stühle, Nickerchen unter Bäumen und die Hose von Arturo Toscanini, die sie auf einer Auktion ersteigert hat.

Seitdem begegnen mir überall andere Listen mit Lieblingsdingen: Der Astronaut Alexander Gerst nannte Pizza und den Geruch von Herbstwald als das, was er im Weltall am meisten vermisst habe. Der französische Philosoph Roland Barthes schrieb eine entzückende Liste, auf der sich flache Kissen, zu kaltes Bier, Toast, frisch gemähtes Gras, Händel, langsame Spaziergänge, Birnen, Twombly, Brecht, Verne, lose politische Überzeugungen und Kleingeld finden. Die amerikanische Essayistin Susan Sontag listete unter anderem Venedig, Tequila, Trommeln, Nelken, Socken, rohe Erbsen, grobes Salz, große langhaarige Hunde, Stummfilme, Streifen, Brücken, Dürer und Rolltreppen auf.

Natürlich habe ich sofort selbst damit angefangen, Lieblingsdinge zu notieren. Dinge, die ich aus einem brennenden Haus retten würde (meine kleine Goethe-Büste, auf der wunderbarerweise »Goethe« eingraviert ist, ein Kopftüchlein mit Pudeln drauf, das ich als Kind getragen habe, einen Plastiksparschäler mit Wellenschliff aus Bangkok), und Dinge, die bei mir immer wieder einen *gasp of delight* auslösen. Dill. Zimt. Blau. Shazam. Gummistiefel.



Dickes Stanniol um Weinflaschenhalse. Kiesel. Kohlmeisen. Granatäpfel. Nachmittage. Der Öjendorfer Park an einem sonnigen Herbsttag. Das Gefühl von reifen Pflirsichen unter prüfenden Fingerspitzen. Platanen. Rittersporn. Patagonisches Eisenkraut. Bahnhöfe. Dass die Pfoten meines Foxterriers wie Popcorn riechen. Quallen, aber nur in Aquarien. Dry Martinis in der Wiener Loos-Bar. Wärmflaschen. Gießkannen. Mit Rückenwind den Berg runterradeln. Goldberg-Variationen, von Glenn Gould gespielt. Überlange Daunendecken. Münzen mit Loch in der Mitte. Holzplankenwege durch Dünen. Backsteinkirchen, in denen Schiffsmodelle von der Decke hängen.

Irgendjemand sagte mal, wir bestehen aus den Dingen, die wir an uns heranlassen. Wenn man erst mal angefangen hat, die alle aufzulisten, ist die Welt plötzlich voller Lieblingsdinge. Und voll Entzücken. Ich habe keine Ahnung, wofür oder wogegen das eine Therapie ist, aber es ist eine verdammt gute.

Kompliment!

Heute Morgen bin ich darauf gekommen, dass ich möglicherweise schuld bin am Untergang des Abendlandes.

Nicht wegen hartnäckiger Kinderlosigkeit, nicht wegen gelegentlichen Schwarzfahrens («Eben war der Fahrschein noch da, ehrlich»), sondern weil ich keine Komplimente annehmen kann. Wenn mir jemand was Nettos sagt,

antworte ich vollautomatisch: »Quatsch, ich muss dringend mal wieder zum Friseur«, oder: »Ach, das olle Ding – Schlussverkauf bei H&M«, oder: »Ich hatte bloß Glück«, oder: »Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, ja dann wäre der Text *wirklich* gut geworden.«

Bescheidenheit, sagen Sie? Dachte ich auch immer. Immer schön den Ball flach halten, fand ich, soll nur keiner glauben, ich sei so eine, die sich was einbildet. Bis mir klar wurde: Das ist keine Bescheidenheit. Das ist eine Unverschämtheit. Jemand überreicht mir ein entzückendes kleines Geschenkpäckchen (mit Schleife!), und ich pfeffere es ihm ins Gesicht zurück. Und sage dabei auch noch: Du hast kein Urteilsvermögen, du hast keinen Geschmack, du hast keine Ahnung, denn sonst würdest du ja gemerkt haben, dass ich nur ein Würstchen bin mit zu dünnen Haaren und der Unart, immer Sätze mit Dreifachaufzählungen zu schreiben, du Depp. Ist das bescheiden? Ist das nett? Ist es nicht. Über Geschenke freut man sich und sagt »danke«, statt dem Schenkenden mit Schmackes vors Knie zu treten.

Moment, jetzt kommt noch die Sache mit dem Abendland. Der arme Mensch wird mir in Zukunft nie wieder ein Kompliment machen. Er wird vielleicht, wenn ihm so was öfter passiert mit Frauen (Sie sind doch auch so eine, oder?), überhaupt keine Komplimente mehr machen. Er wird, wie das mit Teufelskreisen nun mal so ist, deswegen auch selbst weniger Komplimente bekommen. Und am Ende ist die ganze Welt ein einziges Hamburg, wo alle steif und stumm nebeneinander herleben und sich höchst-

tens noch erzählen, wie mies doch die Stimmung sei. Die Erde wird ein paar Grade kälter werden, und wir haben es wieder mal verbockt.

Deshalb lautet mein Plan zur Rettung der Welt: lächeln. Nicken. Danke sagen. Und das Geschenk erwidern. »Danke, das freut mich zu hören.« – »Wie nett von dir, das ist meine Lieblingsfarbe.« – »Das ist das Schönste, was man mir seit Langem gesagt hat.«

Wichtig dabei: Es gibt keine unverdienten Komplimente. Schön, es war der Friseur und nicht ich, aber *ich* habe ihn ausgesucht. Es unterscheidet die Lebens-Profis von den Lebens-Dilettanten, dass sie sich manchmal auch für etwas feiern (und feiern lassen), wofür sie nicht geschuftet haben. Es wird auch wieder andere Momente geben: Man ist toll, und kein Schwein guckt.

Toller Text? Ach, das olle Ding. Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, ja dann ...

Das Loben der Anderen

Es ist so verdammt einfach, die Welt blöd zu finden. Die Bahn hat schon wieder Verspätung, der Kaffee ist zu teuer, wieso macht sich die Kuh so breit auf dem Sitz? Und was hat der Typ bloß für ein unmögliches Hemd an! Es gibt nicht wenige Menschen, die sich glücklich jeden Tag versauen, indem sie diesen leicht säuerlichen, schmaläugigen Blick auf ihre Umgebung werfen, fast schon auf der Lauer

nach Dingen, die sie ärgern oder wurmen könnten. Das Wetter, die Politik, das plärrende Kind – wie nervig! Und wie herrlich, sich darüber aufzuregen!

Wir leben in einer Kritikgesellschaft, einer ausgesprochenen Meckerkultur. Schon in der Schule ging es vor allem darum, Fehler anzustreichen: Nicht das Gelingen wird belohnt, sondern das Scheitern bestraft. Wenn etwas gut läuft, scheint das nicht weiter der Rede wert. Oder wie der Psychiater Fritz Simon sagt: »Das deutsche Prinzip lautet: Solange alles funktioniert, gibt es keine Reaktion. Nicht geschimpft ist gelobt genug.«

Dass es auch anders geht, habe ich gelernt, als ich für ein paar Monate nach Brooklyn zog. Die New Yorker sind Meister des beiläufigen Lobens, des Kompliments im Vorübergehen. »Great pedicure, honey«, sagt eine Frau beim Blick auf meine Füße und ist schon um die nächste Hausecke verschwunden. »I like your shirt«, höre ich in der

U-Bahn, »excellent choice«, sagt der Buchhändler, wenn ich ihm den neuen Ian McEwan auf den Kassentisch lege. Dieses dauernde wohlwollende Kommentieren war für mich zuerst ein Schock, die klassisch deutsche Reaktion ein misstrauisches »Was wollen die von mir?«. Die Antwort: nichts. Die sagen



nur, was ihnen gefällt. Und das macht allen Beteiligten unwahrscheinlich gute Laune: Diejenigen, denen was Schönes auffällt, freuen sich drüber, diejenigen, denen es gesagt wird, noch viel mehr. Eigentlich ganz einfach.

In Deutschland dagegen haben Komplimente fast immer den Beigeschmack manipulativer Unehrlichkeit. Lob scheint hier lediglich Mittel zum Zweck zu sein – und grundsätzlich nur von oben nach unten erfolgen zu dürfen. In Lobratgebern für Eltern und Führungskräfte wird der korrekte Einsatz von Lob zur Leistungssteigerung, zur »Wertschöpfung durch Wertschätzung« (zynische Managementtrainer sprechen gern vom Milka-Effekt – glückliche Kühe geben mehr Milch ...) oder als pädagogisches Instrument gelehrt: Bitte stets die Leistung, nicht die Person loben, und bitte immer hübsch angemessen, nicht zu viel, nicht zu wenig. Das Ganze läuft dann auch noch gern unter dem gruselig seelenlosen Begriff »Feedback«. Kein Wunder, dass wir ein derart verkramptes Verhältnis zum Lob haben – und dass gleichzeitig der Frust über fehlende Anerkennung hier gut doppelt so groß ist wie im europäischen Durchschnitt, wie eine Studie kürzlich ergab.

Seit Brooklyn habe ich mir jedenfalls angewöhnt, alles Schöne und Gelungene ganz ohne irgendwelche Absichten zu kommentieren. Dafür gibt es jeden Tag hundert Gelegenheiten. Einer Supermarktkassiererin sage ich: »Unglaublich, wie schnell Sie sind«, einer Frau im Café neben mir, was für tolle Schuhe sie hat, einem Mann in seinem Vorgarten, wie schön seine Rosen sind; ein Autofahrer, der mich einfädeln

lässt, bekommt ein Winken. Viele reagieren verunsichert, einige wenige fühlen sich fast unsittlich belästigt, aber die große Mehrheit freut sich einfach nur, ebenso wie ich. Denn das Loben der anderen betreibe ich aus völlig egoistischen Motiven: Erst mit freundlichem Blick auf die Welt stellt man fest, wie großartig sie eigentlich ist, wie viel täglich klappt, wie schön das Leben in all seinen Kleinigkeiten ist. Das bedeutet natürlich nicht, dass ich ständig mit seligem Lächeln durch die Straßen hüpfte. Bitte! Ich bin Norddeutsche! Wir hüpfen aus Prinzip nicht. Aber das genaue Hinschauen (und das tollkühne Aussprechen, wenn man sich über etwas freut) sorgt für ein warmes, flauschiges Gefühl der Zufriedenheit, das sonst auf legalem Weg nur schwer zu erreichen ist. Müssen Sie unbedingt mal probieren.

Und: Danke, dass Sie diesen Text bis hierher gelesen haben. Leser wie Sie kann man sich nur wünschen. (Ah, das tat gut.)

Über männliche Unterarme

Ich war mal in einen Mann verliebt, den ich eigentlich nicht sonderlich attraktiv fand. Er war fassförmig, hatte einen rötlichen Bart und blasse, wimpernlose Augen. Das Beste, was ich über ihn sagen konnte, war, dass er nicht Boris Becker war.

Aber dann fuhr ich eines Tages mit ihm Auto. Er kurbelte das Fenster herunter (ganz recht: er kurbelte. Dazu

kommen wir später), er legte seinen kräftigen Arm auf die Laibung, und die Haare auf seinem Unterarm leuchteten im Gegenlicht der Spätnachmittagssonne wie gesponnenes Gold. Er klopfte mit den Fingern den Takt zu einem Autoradiolied, und unter den goldenen Haaren bewegten sich feine Muskelstränge, die ehrlich verdient waren, weil sie vom Holzhacken und nicht vom Hantelheben stammten.

Gott sei Dank saß er am Steuer, ich hätte nämlich Mühe gehabt, die Augen auf der Straße zu behalten. Es war der verdammte noch mal schönste Unterarm, den ich je gesehen habe, und er hatte gleich zwei davon. Und er präsentierte sie auf die bestmögliche Weise: in weißen aufgekrempeelten Hemdsärmeln, nicht zweimal umgeschlagen wie bei Präsidentschaftskandidaten und Vorstandsvorsitzenden, die locker wirken wollen, sondern dreimal, wie es sich gehört. Er trug eine Uhr mit Lederarmband und schlichtem, nicht zu großem Ziffernblatt. Er trug sie links. Es war perfekt.

Wenn man eine Unterarmfetischistin ist wie ich, hatte man es bislang im Vergleich zu Menschen mit anderen Obsessionen relativ leicht. Die Enthaarungswelle beschränkt sich bei den dafür anfälligen Männern auf die Bereiche Brust, Rücken und primäre Geschlechtsorgane. Höchstens noch auf die Beine, wenn sie Triathleten oder etwas ähnlich Unsympathisches sind. Die Unterarme haben sie bisher in Ruhe gelassen, und selbst in mittelmäßigen Sommern bin ich eigentlich immer auf meine Kosten gekommen.

Doch seit einigen Jahren ist der Anblick eines anbetungswürdigen Unterarms seltener geworden. Ich meine

diesen fast viereckigen, zupackenden, sehnigen Unterarm, der aussieht, als ob er einen mühelos retten könnte, falls man, wie das halt hin und wieder passiert, an einer Klippe über einem Abhang hinge. Ein Unterarm, der einem Halt gäbe, der alles im Griff hätte, der die Ärmel hochgekrem-pelt hat, der ... (setzen Sie hier Ihre Lieblingsmetapher ein, Sie wissen genau, was ich meine).

Das Problem ist: Der Unterarm verkümmert. Männer haben elektrische Fensterheber in ihren Autos und gepolsterte Lenkräder, Gurkengläser öffnen sie mit kraftübertra-gendem Spezialgerät. Neuerdings benutzen sie kleine er-gonomische Kissen vor der Computertastatur, um eine Sehnenscheidenentzündung zu vermeiden. Die meisten, die ich kenne, könnten sich an einer Klippe circa so lange halten wie ich, nämlich gar nicht, und eine Kartoffel bes-tenfalls in die Hand nehmen – von Zerquetschen keine Rede. Nichts haben sie mehr im Griff außer Golfschläger (und, so vermute ich, gelegentlich ihr von Haaren freige-legtes primäres Geschlechtsorgan), es entgleitet ihnen alles. Das Armdrücken am Kneipentisch, für Unterarm-Voyeure befriedigender als jeder Trikottausch, ist ebenfalls aus der Mode gekommen.

Und nun? Nun kann ich nur die Hände falten und hof-fen, dass die Vernunft den Männern irgendwann sagt, wie viel lohnender es ist, an ihren Unterarmen zu arbeiten als an ihren Sixpacks. Wer sieht die schon im Alltag? Ein bei-läufig hochgekrem-pelter Ärmel in einem Meeting hinge-gen... oh my.

Das Hochkrepeln ist übrigens essenziell für die Wirkung. Verboten sind karierte Kurzarmhemden, gestreifte Kurzarmhemden, weiße Kurzarmhemden ... machen wir's kurz: alle Kurzarmhemden. Verboten sind Tanktops. Problematisch sind T-Shirts. Der letzte Mann, der im T-Shirt gut ausgesehen hat, war Marlon Brando in »Endstation Sehnsucht«, aber man kann es natürlich gern mal wieder probieren.

Und wenn wir schon beim Träumen vom perfekten Unterarm sind: Schön wäre eine Narbe in Ellbogennähe, gern von einem Armbruch (möglichst kein Duschunfall, idealerweise eine Jugenddummheit). Der sollte schon einiges mitgemacht haben, dieser Arm, und das sollte man ihm auch ansehen.

Die Kraft und die Herrlichkeit, die sieht man ja sowieso.

Am Meer

Wenn es mir mies geht, wenn ich nicht mehr weiter weiß, wenn ich eine wichtige Entscheidung treffen muss, wenn ich mal wieder an allem zweifle – mit anderen Worten: in allen nur denkbaren Lebenskrisen –, fahre ich ans Meer. Ich pflege meine Krisen verlässlich in der Zeit von November bis März zu haben, das Meer kenne ich also fast nur in seiner schönsten Version: ohne Menschen in Badehosen, ohne Kitesurfer und ohne Kurtaxe. Meist genügt ein Wochenende, an dem ich dick eingepackt endlose vergrübelte



Meike Winnemuth

Um es kurz zu machen

Über das unverschämte Glück, auf der Welt zu sein

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

30 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-328-10136-9

Penguin

Erscheinungstermin: Mai 2017

Meike Winnemuth macht es kurz und persönlich, dafür ist sie bekannt. Egal ob sie über chronische Partypanik, männliche Unterarme (behaart!) oder über bestmögliche Selbstverwirklichungschancen philosophiert, es kommen wundervolle Würdigungen der wahren Schönheit des hundsnormalen Lebens heraus – garantiert mit Suchtfaktor!



[Der Titel im Katalog](#)